

Nebrauer Anzeiger

Stand der öffentlichen Verschuldung.

Gesamtsumme rund 24,1 Milliarden Mark.

Berlin, 15. November.

Wie aus einer Lebensfrist des Staatlichen Reichsamtsherrschers, ergibt sich für Reich, Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände am 31. März 1931 eine Verschuldung von rd. 24,1 Milliarden RM, unter Ausschluß der gegenseitigen Schuldbeziehungen zwischen den Körperschaften, die sich auf etwa 1,4 Milliarden RM belaufen.

Die Summe der auf den Kreditmärkten aufgenommenen Schulden hat sich seit der erstmaligen Erfassung im Jahre 1928 um rd. 9,5 Milliarden RM erhöht, bleibt jedoch auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß außer den Gebietskörperschaften die rechtlich selbständigen öffentlichen Betriebe erhebliche Schulden aufweisen, immer noch hinter dem Betrag von rd. 32 Milliarden RM im letzten Vorjahresjahr zurück. Dagegen hat die Zinsbelastung aus den Schulden die Vorjahreshöhe längst überschritten. Wenn man mit einer Durchschnittszinsverteilung von nur 7 Prozent rechnet, ergibt sich gegenwärtig eine Zinslast (ohne Zinsquoten) von rd. 1,7 Milliarden RM gegenüber rd. 1,3 Milliarden RM im Jahre 1914 (Durchschnittszins etwa 4 Prozent). Die jährliche Zinslast ist also trotz niedrigerer Verschuldung um rd. 400 Millionen RM gewachsen.

Im Gesamtrahmen der Verschuldung der deutschen Wirtschaft, die auf etwa 90 Milliarden RM zu veranschlagen ist, nimmt die Verschuldung der Gebietskörperschaften mit rd. 27 v. H. eine bedeutende Stellung ein.

Das Anwachsen der öffentlichen Schulden hat sich seit 1928 von Jahr zu Jahr vermindert (Reinzuwächse in den drei Jahren 3,6, 3,2 und 2,8 Milliarden RM). Der nach der Währungsstabilisierung angekaufte Kreditbedarf wurde allmählich befriedigt, und es sind einzelne öffentliche Aufgaben mit hohen Kapitalforderungen (z. B. Wohnungsfrage) bis zu einem gewissen Grade gedeckt worden. Von der Gesamtzunahme der Jahre 1928 bis 1931

in Höhe von 9,48 Milliarden RM entfallen nicht weniger als 2,14 Milliarden RM auf die Kriegs- (Volen) Schädenschuldabforderungen und die Reparationsanleihe des Reiches (Young-Anleihe zu zwei Zetteln), die zwar eine Zins- und Tilgungslast, aber keinen verwendbaren Kapitalzufluß brachten.

Die gesamte Kreditmarktverschuldung

(24,1 Milliarden RM) verteilt sich am 31. März 1931 mit 11,34 Milliarden RM oder 47,1 v. H. auf das Reich, mit 9,93 Milliarden RM oder 41,3 v. H. auf die Gemeinden (Gemeindeverbände), mit 2,17 Milliarden RM oder 9 v. H. auf die Länder (ohne die Hansestädte) und mit dem geringen Rest von 0,64 Milliarden RM oder 2,6 v. H. auf die Hansestädte.

Das gegenwärtig beinahe die Hälfte aller öffentlichen Schulden auf das Reich entfällt, ist immer noch eine Auswirkung des Krieges und der Kriegesfolgen, während die hohe Quote der Gemeinden maßgeblich durch den echten Investitionsbedarf der letzten Jahre bedingt ist.

Dem absoluten Betrag nach ist das Reich am höchsten verschuldet.

Seine gesamten Verpflichtungen übersteigen die Kommunal- und noch um etwa 100 Millionen RM, während sie in den vergangenen Jahren meist hinter ihr zurückblieben. Der Kapitalbedarf der Verschuldung ist mit 406 RM am höchsten bei den Hansestädten. Er liegt noch um etwa 100 RM über dem Betrag für die zum Vergleich am besten geeig-

neten Großstädte (303 RM), jedoch hat sich hier seit 1928, wo die Zahlen relativ noch weiter auseinander lagen (260 RM für Hansestädte, 168 RM für Großstädte), eine gewisse Annäherung ergeben.

Die Schulden der Großstädte zeigen die stärkste Steigerung seit 1928 (rd. 97 v. H.). Sie gehen innerhalb der Gemeinden so sehr den Ausschlag, daß sich für die Kommunalverschuldung überhaupt die höchste Steigerungszahl errechnet (72 v. H. des Standes von 1928 gegenüber 59 v. H. beim Reich und 48 v. H. bei den Ländern).

Forderungen des Großhandels.

Für internationale Stabilität der Währung.

Präsidentium und Vorstand des Reichsverbandes des Deutschen Groß- und Lebersee-Handels hielten dieser Tage in Berlin eine Tagung ab. Zunächst wurden die Fragen der Devisenbewirtschaftung besprochen. Es wurde die Notwendigkeit betont, alle Kräfte für die Wiederherstellung der internationalen Stabilität der Währungen wenigstens der wichtigsten Länder und für die Befestigung der vorhandenen Weltförderungen einzusetzen. Die Rückkehr zu den primitivsten Formen des Tauschverkehrs sei sonst unermesslich.

Gleiche Sicherheit für alle!

Erklärungen des Reichswehrministers.

Berlin, 14. November.

In einer Unterredung mit dem Berliner Vertreter der „Chicago Tribune“ erklärte Reichswehrminister Groener unter anderem:

Sie fragen mich, ob Deutschland beschließen, seine nationale Sicherheit dadurch wiederherzustellen, daß die gleichen Abrüstungsmethoden, die 1919 auf die bestreiten Länder angewandt wurden, jetzt für alle Staaten in Geltung gesetzt werden.

Diese Frage trifft das Kernproblem der Abrüstung, so wie es sich von Deutschland aus darstellt.

Deutschland hat das Recht auf gleiche Behandlung wie alle anderen Staaten. Es hat das Recht auf die gleiche Sicherheit und auf die gleichen Methoden der Abrüstung.

1919 ist ihm ausdrücklich zugesichert worden, daß die anderen Staaten auf dem Wege dahin würden, auf dem Deutschland durch seine fortwährende Abrüstung voranging. Deutschland gehört dem Völkerbund an. Der Artikel 8 des Völkerbundespakts liefert allen Mitgliedern die nationale Sicherheit zu. Deutschlands Ziel auf der Abrüstungskonferenz muß es deshalb sein, seine nationale Sicherheit dadurch wiederherzustellen, daß die anderen Staaten nach denselben Methoden abrüsten, die sie seinerzeit Deutschland auferlegt hatten, d. h. es darf den anderen Staaten nichts erlaubt sein, was Deutschland verboten ist und umgekehrt. Würde es nicht aller Logik ins Gesicht schlagen und würde es nicht einen Bruch der feierlichen Verpflichtung zur Abrüstung, die alle anderen Staaten eingegangen sind, darstellen, wenn jetzt die Abrüstungskonferenz auf jene Staaten andere Methoden anwenden wollte, als auf Deutschland?

Der Konventionentwurf erlaubt weder die Refernen an Menschen noch an Material, in denen die eigentliche Stärke der gewaltigen Heere der Welt liegt. Französische Staatsmänner haben Worte ausgesprochen wie jene: „Ein

entworfenes Kern ist eine Verletzung für seine Nachbarn“ oder „Die Unsicherheit für einen Staat bedeutet die Unsicherheit für alle übrigen.“ Wir können diese Worte nur unterstreichen, denn sie geben den Zustand wieder, in dem Deutschland sich befindet.

Die Sicherheit Deutschlands und die Sicherheit der Welt wird erst dann wieder hergestellt sein, wenn alle Staaten nach den gleichen Methoden abgerüstet worden sind.

Sie fragen mich besonders nach meiner Meinung in der See-Abrüstung.

Die See-Abrüstung, die ich eben ausgeführt habe, gelten natürlich auch für die See.

Deutschland hat gerade hier besonders augenfällig den Beweis geliefert, daß es nur von dem guten Willen der anderen Staaten abhängt, Deutschland auf dem Wege der Abrüstung zu folgen.

Es hat durch die Konstruktion seiner 6000-Tonnen-Kreuzer und neuerdings durch den Bau des ersten Panzerschiffes (capital ship) von 10 000 Tonnen den Beweis geführt, daß man durchaus leistungsfähige Kriegsschiffe auch in den ihm vorgeschriebenen Grenzen bauen kann.

Sie fragen mich schließlich nach der Bedeutung der sogenannten „Reparationsleistungen“ wie des Reichsbanners, des Stahlhelm oder der SA.

Militärisch sind diese Verbände ohne jeden Wert. Auch wenn sie sich polizeiliche Befugnisse anmaßen wollten, so müßte ich dies aufs schärfste ablehnen; denn es ist allein Sache der staatlichen Nachmittell, also der Polizei und der Reichswehr, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

Die Verbände können aber darin Gutes leisten, daß sie die Jugend spirituell erziehen und in ihnen die nationalen und staatsbürgerlichen Ideale pflegen, die allein zu einer Geltendmachung der deutschen politischen Verhältnisse führen können.

Nun zu Ihrer letzten Frage, ob Deutschland eine größere Armeer fordern wird, wenn sich die schmerzerleidenden Länder weigern sollten, die Stärke ihrer Armeen erheblich heruntersetzten.

Diese Frage würde voraussetzen, daß die Abrüstungskonferenz gescheitert. Was Deutschland in einem solchen Falle tun würde, kann ich nicht sagen. Meine Meinung ist es, daß alle Völker der Welt die größten Anstrengungen machen sollten, daß die Abrüstungskonferenz nicht scheitert, sondern daß sie zu einem positiven Erfolg führt, der die Welt von der Last der Rüstungen und von der ewigen Kriegsgefahr wirklich befreit. Ein solches Ergebnis kann erreicht werden, wenn die Staatsmänner aller Nationen gewillt sind, ihre Abrüstungsverpflichtung ernst zu nehmen und den großen Grundged der Gleichberechtigung aller Staaten unverrückbar zu machen.

Ost-Schlesien-Terror bestätigt.

Von Korfanty im Preß-Klawow-Prozess. — Dramatische Szenen bei der Vernehmung.

Warschau, 16. November.

In dem großen politischen Prozess gegen die Gefangenen von Preß-Klawow begann die Vernehmung der Enkulturationszeugen. Dabei gestanden die Aussagen der führenden Führer der polnischen Rechten Trojczyński, des ehemaligen Senats- und Sejmarschalls, und Korfanty, des Woiwodes Pilsudskis in Ostoberschlesien, überaus sensationell.

Und nun wanderten sie beide durch das hübsche, zu ebener Erde liegende Gefängnis, gingen in leere Bänke und unter die Tischplatte, hoben Köpfe auf, riefen den Diwan vor — vergeblich.

„Sehr merkwürdig, wirklich sehr merkwürdig.“ Professor Hardt schüttelte Hitzrunden den Kopf. „Heute früh hab' ich sie doch noch gebraucht.“

Da hob sein Sohn den Fingerring. „Sagt. Wie macht's Mutigen, wenn ihr Gott's Kleinigkeiten verlegt? Vere mal deine Taschen aus, alter Herr.“

Der machte eine entrüstete Miene.

„Du müßt doch nicht etwa denken, daß ich die Zahnbürste — fällt mir ja gar nicht ein, — so was Dummes von mir zu verlangen — und überhaupt.“

Brummett tat er wie geblöhen. Stochte, als er in die linke Brusttasche fahnte, und räusperte sich.

„Aha, nur heraus damit!“ Selmut ergriß des Vaters Hand und zog sie samt der gefüllten Zahnbürste aus Tageslicht. „Die hätten wir nun glücklich. Aber sag mal: Wo bist denn deine Fahrkarte? Ich habe sie dir gestern abend doch selbst besorgt und dich angefleht, sie gut anzubewahren.“

Der Professor miß feines Sprößlings strengefragende Augen und trugte sich verloren hinterm Ohr.

„Die Fahrkarte — Domerwetter, ja — die Fahrkarte. Aufbewahrt hab' ich sie sofort, das weiß ich. Aber wo —“ Sie öffnete mit Ziehen und Zerren die Reisetasche zum fünften Male, fahnte, schüttelte alles auseinander, bis es einen wilden Sauen auf dem Diwan ausbeute. Die Karte war verschwunden. Diesmal fragte sich Selmut hinterm Ohr.

„Ja, nun müßte ich tatsächlich nicht, wo wir noch suchen könnten. Das ist der Fluch der Gelehrsamkeit, alter Herr, die —“ Ein lebhafter Ausbruch des Professors unterbrach ihn. Der wühlte unter den Sachen einen dreieckigen, verschlossenen Behälter hervor, öffnete ihn und deutete tschüsselpendend auf die grünliche Glimmerasphaltkarte, die unten am mittleren Bilde eingeklemmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Aber die Liebe ist die größte unter ihnen ...

Roman von Helma von Hellermann

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle 1931

Ein Wechsel über eine hohe Summe. Vater erkannte die Unterschrift als die seine an — freudig an seinen Bruder. Dantel Ferdinand kam. Er rettete die Ehre der Fälscherin um des Namens willen, den sie noch trug. Vater aber ging daran zugrunde. Bald, nachdem er mich zuvor auf die Hofburg zu Besuch geschickt hatte, erlag er einem Herzschlag. Ich hab ihn nicht wieder.“

Das Mädchen sah harter vor sich bin — einen wehen, harten Ausdruck um den Mund. „Jemandem auf der Welt lebst eine Frau, die ich „Mama“ nannte, deren Kind ich bin — und die mir doch fremder ist als der Fremde auf der Straße. Mein Vater, mein Herz weiß nichts von ihr, ich fühle mich ganz eine Robbin. Daß Dantel Ferdinand seinem Bruder auch mehr des Familiennamens wegen als aus Liebe — die er wohl für keinen Menschen außer sich empfindet —, so half er doch in schwerer Zeit. Das vergesse ich nie, das — ihre Stimme wurde leiser —, da er ich nie vergesse. Und wir ihnen dienen, solange sie meiner bedürfen.“

„Wie Sie einem Manne als Gattin ins eigene Heim folgen“, schloß Hardt ruhig ab und erprob sich, da Nojemarie nach einem zufälligen Blick auf ihre Armbänder aufgesprungen war. „Ihre Herzensteinanleihe hat vielleicht den tiefen Sinn, daß Sie Ihre Liebe ganz und ungeteilt der Mutter zuwenden, deren Sohn das Glück zuteil wird, Sie sein eigen zu nennen.“

Erstünd wandte das Mädchen den Blick zur Seite — spielte den lässigen, flatternden Schlag ihres Herzens in festem Besonnenheit, die dennoch keine Angst barg. „Ach, ich — werde nie heiraten, solange sie ein wenig atemlos, mein Weg ist mir ja so klar vorgezeichnet.“

Da lächelte der Mann bedeutungsvoll. „Das finde ich

auch, Baronesse, aber in anderem Sinne, als Sie wähen! Doch darüber wollen wir mit Ihrer Erlaubnis das nächste Mal ausführlicher sprechen.“

Sie waren an den Ausgang des Waldes gelangt. Er blickte sich, streichelte den Hund, der mit klugen Augen von ihm zur Herrin sah, als spüre er etwas von den unsichtbaren Seelenströmen, die von einem zum andern flossen. Hielt dann Nojemaries Hand in der seinen: „Sie haben mir heute etwas Wundervolles geschickt, Baronesse — Ihr Vertrauen. Meine Antwort darauf sollen Sie bald erfahren. Für heute nur: Dank für die schöne Stunde und — auf Wiedersehen!“

Das schöne Mämergestalt neigte sich über sie — warme Lippen auf ihren plötzlich zitternden Sänden — ein leuchtender Blick, der sagte, was der Mund noch verschwiegen ... Dann eilte Nojemarie davon. Wühlte nicht, daß ihre Füße die Erde berührten. In hehrum Klang klangten Glöden: „Auf Wiedersehen!“

* * *

„Alter Herr, hast du ein wenig Zeit für mich? Ich möchte vor deiner Abreise noch gern etwas mit dir besprechen.“

Professor Hardt, der an den Nieren einer auf dem Boden stehenden, bereits geschlossenen Reisetasche zerrte, sah auf. Er hatte ganz rote Waden.

„Wiermal hab' ich die nun schon auf- und wieder zugemacht — und jedesmal etwas anderes vergessen. Schrecklich. Und nun weiß ich nicht, wo meine Zahnbürste ist.“

Helmut, der, eine Zigarette zwischen den Lippen, rittlings im offenen Fenster saß, lachte und sprang mit einem Satz ins Zimmer. „Zebenfalls nicht dort, wo sie hingehört“, stellte er fest, den leeren Behälter schüttelnd.

„Und auch nicht in der Reisetasche“, entgegnete sein Vater, „denn die habe ich eben von oben bis unten durchgesehen.“

„So steht sie auch aus“, lachte der Sohn, die vollgepackte Tasche betrachtend; ein Wunder, daß du sie überhaupt wieder zugeriegt hast! Aber wo mag nur —“

Das Leben im Wort

Nr. 46



Unterhaltungsbeilage



1931

Strutt Die Geschichte eines Kindes Von Anne-Marie Fahland

1. Fortsetzung

„Hört das Balg Ihnen?“ gab der Photograph bissig zurück. „Dann haue sie ihr man ordentlich die Kehrseite durch. Sie hat mir meine ganzen Aufnahmen verdorben. Immer, gerade wenn ich abdrückte, sprang sie, ich weiß nicht, von woher, dazwischen. Ich konnte sie nie sehen. Und futsch war die Platte. Der zerlumpte Balg ist in voller Lebensgröße auf jedem Bilde. Ich komme zu keiner Aufnahme!“

Suchend blickte ich umher. Strutt war wie vom Erdboden verschwunden. In heller Aufregung schimpfte der Photograph, beruhigte sich erst, als ich versprach, ihm die verhandelten Platten abzukaufen, auf denen denn auch Strutt in ihrer ganzen Lieblichkeit — das schmale Figürchen mit dem schwarzen Gelock, das zerklüftene Köckchen und die unförmlichen Schuhe — den ganzen Vordergrund einnahm.

Die Kartoffelernte war hereingebracht. Nun wurde beim Gemeindevorsteher Stebens noch das letzte Kleeheu in die Scheune gefahren. Der ganze Raum war erfüllt von dem würzigen Duft. Die Glocke im Dorf rief die Mittagszeit über den Hof. Alle Leute legten die Forken hin und gingen ins Haus. Ganz zufällig ging ich an der Scheune vorbei und stand mitten im Tor, als ein Pferd ausflug und einen jungen Burschen, der zurückgeblieben war, gegen das Schienbein traf. Der Betroffene stürzte mit einem Aufschrei zu Boden. Ehe ich helfend hinzuspringen konnte, sah ich Strutt, die irgendwo hinter einem Heuberg gesteckt haben mochte, auf den jetzt vor Schmerz Stöhnenden hinzuspringen. Sie beugte sich zu ihm nieder und sah mitleidig auf den kranken Fuß, der im Schmerz zuckte. Im Drang, zu helfen, und doch gehemmt durch Unvermögen, strich sie mit ihrer kleinen Hand tröstlich zart über das wunde Glied, einmal — zweimal. Dann, ganz plötzlich mich sehend, verichwand sie wie ein Blitz hinter dem schützenden Heuhaufen.

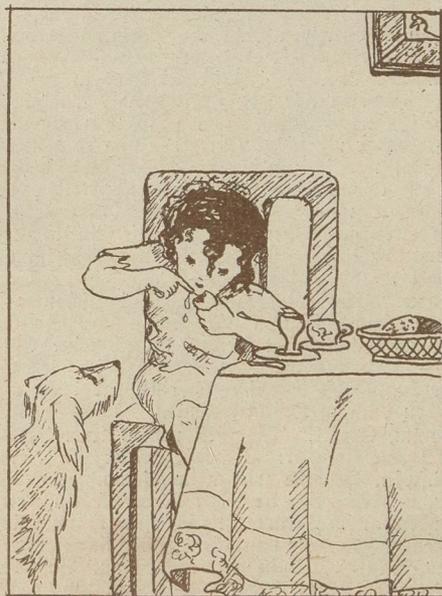
An demselben Nachmittag, an dem sich der Unfall ereignet, der sich glücklicherweise als nicht weiter gefährlich, wenn auch schmerzhaft genug erwies, machte ich einen langen, wundervollen Spaziergang. Weit hinter mir ließ ich das Dorf, wanderte durch den herbstbunten Wald, in dem sich die ewiggrünen Tannen wie ein herrlicher Dom über mir wölbten und die Buchen und Epen ihr buntes Kleid schüttelten. Auf die Anhöhe schritt ich hinauf, die im Sommer ein fruchtschweres Feld getragen. Welch eine Lust war es damals, auf schmaletem Steg durch das goldgelbe Kornfeld zu gehen, wo die Halme mochten wie die Schleppe einer Königin, in deren Saum man rote Mohnblüten und blaue Hyänen geflochten.

Nun schritt mein Fuß über starre, harte Stoppeln, auf denen die Gänse der Fischer noch reichliche Mahlzeit fanden. Am Rande der Anhöhe, auf einer Bank, hinter der ein Wildrosenbusch verspätete Blüten trug, saß ich lange und blickte auf das Meer hinaus, bis das Silberpiel der Dämmerung begann und fern am Horizont das Licht matter und blasser schien.

Im Dorf wieder angelangt, sah ich Strutt, wie sie mit Aufbiederung ihrer schwachen Kraft den Schwengel der

Dorfpumpe bewegte, ihre unförmlichen Schuhe mit Wasser füllte, sie vorsichtig hochhielt, ganz flink und geschäftig nach den Dünen lief und die trockenen Disteln und den Strandhafer, die dort ihr kümmerliches Dasein fristeten, begoß. Nach ein paar Tagen schenkte ich ihr eine schöne, rote Gießkanne, die sie nun zum Reide der Dorfkinde überall mit sich herumschleppte.

Jrgendwo lief mir Strutt immer in den Weg. Meine Gedanken begannen sich mehr und mehr mit ihr zu beschäftigen. Sie fehlte mir, wenn ich sie auch nur ein paar Stunden nicht sah. Ich fühlte, daß auch sie mich vermisse, trotzdem hielt sie mich mit einer gewissen Hoheit immer in gehöriger Distanz. Kaum jemals spielte sie mit den andern Kindern. Stundenlang konnte sie regungslos mit Flock auf einer Stelle sitzen, die großen, dunklen Augen, die das feine Gesichtchen so ganz beherrschten, in weite Ferne gerichtet. Manchmal schien es mir, als ob sie in Vorgängen lebte, die unsern Augen verborgen bleiben. Nie sah ich sie lachen, und selten vertieften sich die Grübchen in ihren Wangen. Niemand schien sie zugehörig, und niemand kümmerte sich um sie. Der rotbärtige Fischer Stöhwase, den ich oft, Nege flüchtend, am Strande traf, hatte die kleine, elternlose Strutt, kaum einjährig, aus Mitleid zu sich genommen, wie man einen jungen, herrenlosen Hund von der Straße aufliest, und sie seinen Kindern, denen auch die Mutter fehlte, zugefellt. Vielleicht wußte er gar nicht mehr, daß sie in seinem Hause war, denn Strutt kam und ging ganz nach



Strutt bohrte mit dem Finger den Inhalt des Eies auf ihre Butterstulle.

ihrem kindlichen Willen. Ich habe nie gesehen, daß er sie irgendwie beachtet hätte.

Wie schön war der Morgen, an dem ich schon ganz früh, es mochte kaum 5 Uhr sein, am Fenster stand, um die Feuerkugel der aufgehenden Sonne zu beobachten. Das rote Licht fiel schräg auf die Dünen, auf denen Strandhafer und reife lila Distelstauden wucherten, deren weiße, gepuderte Kokosoperücken im Feuer der Sonne zu brennen schienen. Ein großes Staunen, das die Seele ehrfürchtig macht, stieg in mir auf. Und während ich stillstand und das wunderbare Bild in mich aufnahm, sah ich Strutt auf einem verwitterten Pressstein sitzen, der gegenüber meinem Hause stand und immer ein beliebtes Sprungbrett der Schifferjungen war. Ganz still und regungslos sah das Kind. Wer hatte sie so früh am Morgen ins Dorf gehen lassen? War da wirklich niemand, der sich um das arme, verwaiste Wesen kümmerte? Im hellen, scharfen Morgenlicht sah das Kindergesicht merkwürdig fremd und blaß aus. Ungewaschen, das Haar



Wutentbrannt griff die alte Frau nach einem Stück Holz, um es nach Strutt zu schleudern.

hoffnungslos verwirrt, die kleinen Zehen aus dem geöffneten Rachen der großen Schuhe hervorstreckend, sah sie in dem unbarmherzigen Licht des Morgens so verloren aus, daß mich ein großes Mitleid mit dem kleinen Wesen überkam. Ein Verschen, das ich als Kind in der Schule oft hatte herjagen müssen, ging mir durch den Sinn: „All by myself, I have to go and non to tell me what to do!“ -- Immer muß ich allein gehen und habe niemand, der mir sagt, was ich tun soll. -- Großer Gott, was sollte aus diesem eigenartigen Kinde werden? Nächste Woche mußte ich fort, und dieses kleine, zarte Geschöpf, das ich in mein Herz geschlossen, das sich wie ein herrenloses Hündchen umhertrieb, um das sich niemand kümmerte, sollte ich hier zurücklassen. --

„Strutt,“ fragte ich sanft, „hast du schon gefrühstückt.“ Ich kannte ja nun zur Genüge ihre Eigenheiten und wunderte mich nicht weiter, als ich keine Antwort erhielt. -- „Hast du Hunnær, Strutt,“ fragte ich wieder. Sie schüttelte den Kopf, doch ich sah ein paar dicke Tränen lose in den dunklen Sternen blinken.

„Komm, Strutt!“ Ich hielt meine Arme durch das niedrigegelegene Fenster. Sogleich streckte sie mir mit einer hilflosen Gebärde zwei kleine, schmutzige Händchen entgegen, und ein ganz kleines, seltenes Lächeln irrte um den Kindermund. Drinnen wusch und kämmte ich sie nun ordentlich, was sie ganz ruhig über sich ergehen ließ und was geraume Zeit in Anspruch nahm. Bald darauf brachte meine Wirtin das Frühstück und war entsetzt, als sie die kleine Gestalt auf einem Stuhl am Tische sitzen sah.

„Gott, ne, Frollein, was geben Sie sich bloß immer und immer mit dem Lüchtling ab. Da mag sich unseereins ja nich die Finger an smuzig machen!“ Und maßlos empört segelte sie aus der Stube und warf die Tür nicht gerade sanft ins Schloß, wie es jedesmal ihre Art war, wenn ich die Kleine im Zimmer hatte. Das gab mir wieder einen Begriff von der Nächstenliebe meiner Mitmenschen.

Die Eier in den Eierbechern und die Wurst auf dem Tisch erregten offenbar Strutts größtes Interesse. Sie schien sich jedoch trotz ihres Hungers keine Blöße geben zu wollen und paßte genau auf, was ich mit meinem Ei machen würde. Als ich es aufschlug, erfaßte sie mit zusammengebissenen Zähnen ihren Rüssel und gab dem weichgekochten Ei einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Inhalt lustig auf dem Tisch umherspritzte. Dann nahm sie das Ei aus dem Becher und bohrte mit dem glücklicherweise jetzt sauberen Finger den Inhalt auf ihre Butterstulle. Darauf sah sie mich triumphierend an, wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen. Als ich ihr später etwas Erdbeermarmelade auf den Teller legte, langte sie nach dem Brotmesser und schaufelte die Marmelade vom Teller in den kleinen Mund. Ich wollte sie mir nicht vergrämen, insofgedessen tat ich, als ob das alles so sein müßte. Paßte nur auf, daß sie sich nicht verletzete. Den Milchkaffee, der ihr zu heiß war, goß sie mit beängstigender Geschwindigkeit, die auf Übung schließen ließ, in ihre Untertasse und sippte ihn mit lautem „hiff, hiff“ auf. Dann später blieb sie still sitzen und sah mir beim Briefschreiben zu.

III.

Einige Tage darauf mußte ich einen Anwalt im nahen Städtchen besuchen und kam erst gegen Abend zurück. Am abschüssigen Ende der Straße, in der ich wohnte, spielten wie gewöhnlich lärmend und mit großer Wichtigtuerei die Fuchertinder. Vergeblich hielt ich nach Strutt Umschau. Das ganze Dorf grafte ich ab. Ging den Strand entlang. Fragte in jedem Hause. Kopfschüttelnd blickten die Leute mir nach. „Wat sie bloß mit dem smuzigen Balg hat.“ -- Endlich entdeckte ich sie am äußersten Ende der Mole, auf dem Rand hockend, neben sich Flocki, mit dem ich mich allmählich angebedert hatte und der mich vor Wiedersehensfreude winselnd und schweifwedelnd begrüßte. Das braune Köpfcgen des Kindes, auf dem die letzten Sonnenstrahlen spielten, war tief gesenkt, in den Händen hielt sie ein zusammengeknülltes Stück Papier.

„Nun, Strutt,“ sagte ich in munterem Tone, „wollen wir nicht noch ein wenig spazierengehen?“ Sie bewegte kein Glied. Mich zu ihr niederbeugend, hob ich das Köpfcgen hoch und sah, daß sie ganz verweint war. „Was hast du, Strutt, was hast du nur?“ fragte ich. Ein Weilchen war sie ganz still. Dann hielt sie mir plötzlich das Händchen mit dem zusammengeknüllten Papier entgegen. Und, o Wunder -- sie fing von selbst zu sprechen an:

„Ich wartete auf dich, Frau,“ sagte sie, „und du bist nicht gekommen. Tausend Stunden habe ich gewartet.“ Dicke Tränen rollten ihre Wangen hinunter, und das kleine Gesicht zitterte und bebte. Ich öffnete vorsichtig das Papier, und ein völlig aufgeweichter, flebriger Bonbon kam zum Vorschein. Erschüttert nahm ich das kleine Wesen in meine Arme.

„Du hast so lange auf mich gewartet, Strutt, so gelangt hat sich meine Lütte?! Und solch schönen Bonbon hast du mir verwahrt?! Den will ich nun auch gleich essen,“ sagte ich erfreut. „Aber du hilfst mir dabei, nicht wahr, Strutt?“

Sie nickte heftig. „Und dann gehen wir alle drei, auch Flocki, noch ein bißchen spazieren, gelt, Lütte?“ Aber sie schüttelte den Kopf. „Mein, ich mag nicht, Frau, ich bleib hier.“ Kein Trostwort half. Schließlich weinte sie sich in den Schlaf.

Ein Weilchen blieb ich noch neben ihr auf dem Steinboden sitzen. Dann hob ich das leichte Körperchen auf und trug sie nach Stöhlfawens Häuschen, in dem ich niemand antraf, bettete sie auf dem harten, mit schwarzem

Kopfgewebe bezogenen, mit vielen weißen Porzellanknöpfen verzierten Schiffersofa und deckte sie mit einer Decke zu, die unordentlich über einen großen Tisch geworfen war.

Tags darauf starb eine alte Frau im Dorfe, namens Reife, genannt die böse Reife. Und fast zu derselben Stunde wurde Floki, Strutts treuer Begleiter, von einem Auto, das wie ein böser Geist durch das Dorf rasste, totgefahren.

Dieser alten Frau, der bösen Reife, war Strutt immer ein Dorn im Auge gewesen. Niemand wußte, warum. Aber die Frau war wohl böse von Natur und haßte alle Menschen im Dorf, die ihr aus dem Wege gingen, wo immer sie konnten. Es wurde so alles mögliche von ihr erzählt. Unter anderem auch, daß sie ihren vom Rheumatismus gelähmten Mann so schlecht behandelt hätte, daß er eines Nachts mühselig aus dem Bette kroch und sich am Fensterkreuz erhängte. Das war wohl an die dreißig Jahre her. Also eine Ewigkeit, bevor Strutt als kleines Grubenlicht ins Weltall kam.

Ich muß nun ein wenig zurückgreifen, um das Nachfolgende verständlich zu machen. Die kleine Strutt, die von diesem, selbst im Dorfe fast vergessenen Ereignis natürlich keine Ahnung haben konnte, war auf ihren einsamen Wandersfahrten, die sie schon als ganz kleines Mutterseelenallein unternahm, wohl auch öfter an das kleine, abgelegene Häuschen der alten Reife gekommen, die am Ende des Dorfes wohnte, und hatte mit dem sehr bissigen Floki, der der alten Frau gehörte, Freundschaft geschlossen. Als die Reife eines Tages das zärtliche Verhältnis der beiden entdeckte, hatte sie das Kind mit Schlägen von der Tür gejagt. Strutt lief fort, aber mit ihr ging auch der Hund. Nach ein paar Schritten soll Strutt und auch der Hund stehengeblieben sein. Und das Kind hat, wie Leute beobachteten, mit merkwürdig klarer Stimme gesagt: „Sieh mal, du Frau, an dein Fenster hängt ein Mann!“ Die Frau, wie sie selbst erzählt hat, glaubte, daß das Balg sie foppen wolle. Wutentbrannt griff sie nach einem Stück Holz, um es nach der Kleinen zu schleudern. Der Arm sei ihr aber plötzlich heruntergesunken, als des Kindes klare Stimme noch einmal ertönte: „Und nu kommt der Mann raus!“

Darauf war Strutt noch ein paar Sekunden stehengeblieben und ist erst dann langsam weitergegangen, als die Frau schreiend ins Haus lief. Der Hund dagegen soll winselnd nach dem Hause zu gekrochen sein. Ist aber später Strutt in langen Säßen gefolgt und hat sie bis zu seinem Ende nicht mehr verlassen.

Es war nun Ende September geworden. Ein wundervoller Herbsttag, wie man ihn nur an der Meeresküste erleben kann. Ich hatte Strutt auf dem Schoß und wartete, wie allabendlich, darauf, den einzigartigen Sonnenuntergang zu beobachten. Noch leuchtete das Meer wie ein großer, schillernder Smaragd, aus dem Milliarden Funken sprühten. Klar und durchsichtig wie Kristall war die Luft. Bald aber stand schwer und groß in unerhörter Blut der Sonnenball am Himmel, um ganz allmählich in das Unendliche zu versinken. Wolken, bewegungslos, wie flammende Gebirge ringsumher als Wächter um das lebenspendende Element. Mählich gingen die flammenden, funkelnden Farben in ein matteres, mit Gold durchzogenes Violett über, das sich im Meer spiegelte und es wie ein riesiger Amethyst leuchten ließ, bis ganz leise, ganz fast der Tag einschlief.

Das waren Augenblicke, wo das Menschliche vor dem Göttlichen versank und mich die Allmacht des Unendlichen im Innersten aufrüttelte. Strutt in meinen Armen, sah ich noch still versunken, als das Kind plötzlich die Hände ausstreckte und irgend etwas Unverständliches rief. „Was hast du nur, Strutt?“ fragte ich verwundert, als ihr Köpfchen sich nach allen Seiten drehte und sie irgend etwas zu beobachten schien, das ich nicht sah. „Es ist doch Floki,“ sagte ihr Stimmchen auf einmal merkwürdig hell durch die Stille des Herbstabends.

„Aber Strutt, du träumst, Floki ist doch tot.“ Einen Augenblick stutzte sie. Fragte dann verwundert: „Was ist

Sternschnuppen

Von M. von K.

Die Tränen, die ein Engel weint,
in blauer Himmelsferne,
die werden Blumen, wie ihr meint;
ich sag', sie werden Sterne.

Sternschnuppen, die von Gottes Thron
zur Erde Botschaft tragen,
wie die Propheten Israels
in längst entschwundenen Tagen.

Und jedesmal, wenn aus dem Kranz
ein Blümlein geht verloren,
wird auf dem weiten Erdenrund
ein guter Mensch geboren.

denn das, 'tot'?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort. „Siehst du denn nicht Floki, Frau, er wackelt doch mit seinem Schwänzchen und buddelt und buddelt!“ Dann beugte sie sich nieder, und ihre Händchen fuhrten wie lieblosend durch die Luft.

Ein eigenartiges Gefühl besahlich mich. Was bedeutete das alles? War diesem Kinde eine Gabe mit ins Leben gegeben, die es vermochte, Dinge zu erkennen, die unsern groben Sinnen unerreicher sind, uns unsichtbar bleiben? Ein leiser Schauer rieselte mir vom Kopf herab bis zu den Füßen. Das war es also, was die Dorfbewohner an Strutt als „överspöknig“ bezeichnen. Fest drückte ich die kleine Gestalt, die jetzt wieder ganz still geworden, an mich. Eine Wehmut, ein Bangen um dieses Kind, für das ich keine Erklärung wußte, überkam mich und verließ mich nicht mehr.

Der Oktober hatte mit scharfem Nordost und teilweisem Graupeln angefangen. Es wurde ungemütlich an der See. In fünf Tagen mußte ich wieder zu Hause bei meinen Büchern sein. Ich freute mich darauf, durfte aber nicht an Strutt denken, ohne daß mir dabei ein unerklärliches Schmerzgefühl das Herz zusammenzog. Wir waren unzertrennbar geworden, wir zwei. Allmählich suchte ich sie darauf vorzubereiten, daß wir uns bald trennen müßten.

„Sieh' mal, Lütte,“ sagte ich eines Tages mit gemachter Leichtigkeit zu ihr, „nun gehe ich bald fort und komme erst nächstes Jahr wieder. Und dann erwartet mich meine Lütte dort hinter den Dünen am Walde, wo die lieben, blauen Blümchen ihre Köpfe zeigen, die Tannen grüne Fingerchen in die Luft strecken, das Eichkätzchen, hupf, hupf, auf die Bäume springt und all die süßen Nüsse aufknackt.“

Sie kuschelte sich wohligh an mich, aber groß und ernst ruhten die dunklen Augen auf meinem Gesicht. „Ich komm' mit,“ sagte sie nach kurzer Ueberlegung.

„Das wird nicht gehen, Strutt,“ meinte ich, „aber ich komme doch wieder.“ — „Ich komm' mit,“ wiederholte sie mit großer Energie, und damit schien die Sache vorläufig für sie erledigt. (Schluß folgt.)

Marietta / Von E. H. Barnick

Marietta — wir werden sie nie vergessen, ich nicht, und die beiden Schweden auch nicht, die mit mir im Sommer vorigen Jahres in dieses elende Bastendorf an der Nordküste Spaniens verschlagen waren.

Wir waren von Barcelona gekommen, hatten die himmelragenden Felsen der Gralsburg mit ihrem fast senkrechten Aufstiege aus dürrer Ebene ohne irgendwelche Anteilnahme besaunt und waren dann aus mir heute noch unbekanntem Grün-

*) Ueberschnappt.

den in die baskischen Provinzen eingebracht, durch die uns ein elender Pferdewagen nach der Küste gerüttelt hatte. Dort saßen wir nun in einem traurigen Küstendorf, von der Hitze zu einem energielosen Vegetieren verdammt, das unser nur wenige Kilometer entferntes Reiseziel San Sebastiano in gänzliche Vergessenheit geraten ließ.

Und dort war es, wo Marietta in unser Leben trat . . . dort war es, wo wir drei uns so in einem Menschenkind täuschten, daß wir, nachdem dieses Geschöpf auf grausame Weise aus unserem Gesichtskreise verschwunden war, uns gegenseitig nicht mehr vertrauten und auseinandergingen, wo wir doch so viel in Gemeinschaft durchwandern wollten. Doch davon wollte ich ja nichts erzählen, sondern von Marietta . . .

Es war einer der milchig-dunstigen Hochsommerabende, wie sie am Cantabrischen Meer und besonders im Golf von Biscaya bisweilen in ersickender Dichtigkeit auftreten. Wir schlüpfen uns, quodlibet nach einer leisen Bewegung der Luft lechzend, aus dem Fischerhäuschen, in dessen spärlichem Garten wir schon vier Tage vor Ermattung regungslos lagen, zum ersten Male hinein ins Dorf. Und gerieten — an eine Schenke.

Hinein in den Dunst, in die niedrige Dumpsheit der einzigen Gaststube, die schon von Dorfbewohnern, von Fischern und landfremden Matrosen gefüllt war: unter landfremden Matrosen sind hier Spanier verstanden, die sich von den einfacheren, überreichen Basken, jenem tragisch-umhauchten Rest spanischer Urbevölkerung, auf den ersten Blick durch ihren Gang zu feudalem Wesen, zum Die-köpfe-in-den-Nacken-werfen unterscheiden.

Wir setzten uns an einen Tisch, der gesondert von den übrigen stand, tranken unseren Landwein und verfolgten die Vorgänge um uns herum mit wenig Aufmerksamkeit, waren sie doch belanglos genug und wir dazu allzu müde. — Bis einer der Matrosen seinen Genossen Ruhe bot — wir verstanden von dem baskischen Dialekt übrigens keine Silbe, und vom Spanischen nur beschämend wenig —, Platz freimachen ließ — und bis Marietta kam.

Ein vierzehnjähriges Mädchen war es, ganz spanische Schönheit und auch wieder ganz eigen: denn während sonst die Frauen mit vierzehn Jahren schon in jenem Land des Südens der Reife zustreben, war sie noch völlig Kind, mit dunklen Madonnenaugen, einem leidend verbissenen Mund und seidig-blau-schwarzem Haar, das ihr wellig auf die Schultern fiel. Das schönste an ihr war die Kindlichkeit, die Naivität der Augen, die stets voll gläubigen Staunens zu sein schienen.

Wir nannten sie am selben Abend noch Marietta — ihren richtigen Namen haben wir niemals erfahren. Marietta also tanzte — einen unweiblichen spanischen Nationaltanz, ohne künstlerische Intentionen, ohne technische Vollkommenheit. Aber was trotz allem bezauberte, war eine Wesenlosigkeit, die ihr Körper während des Tanzens erlebte, eine Vergeistigung, die die Leidensfalten ihres Mundes doppelt tief graben ließ, und dabei wurden diese doch wieder gemildert durch die beschwingte Verflüchtigung, die ihren Körper sylphenhaft erfüllte.

Ihre Glieder schwebten irgendwie musikalisch im Raum, ohne daß ein Instrument zu ihrem Tanz geklungen hätte. Ihr Körper war ein Gleiten und Sich-Auflösen und Sich-Winden, daß man Sinn und Wesen des Tanzes über seiner Befreiung vom Körperlichen, wie ich es nennen will, vergaß.

Wir vergaßen uns ebenfalls — ich hatte meine beiden Schwestern noch nie mit so begeistert-trunkenen Augen schauen sehen — und warfen ihr nach dem Tanze einige Beseten zu, die sie haltig auffas. Sie tanzte noch ein zweitesmal, dann aber tauchte sie in dem Rudel Matrosen und Fischer unter, die um einen großen Tisch lärmend saßen.

Wir zählten und gingen. Und unterhielten uns lange von ihr, der seltsamen Tänzerin im trostlosen Bastendorf, die uns das in Schwüle gebadete Fischereien auf einmal erträglicher erscheinen ließ. Einer meiner schwedischen Reisegefährten erzählte auch von einem Matrosen, jenem, der vor ihrem Kommen Ruhe geboten hatte. Dieser sei ihm besonders aufgefallen: Er gehöre offensichtlich zu ihr und habe uns, vor denen sie doch hauptsächlich getanzt, feindliche Blicke zugeworfen.

Am anderen Abend — es war klar, daß wir am anderen Abend wieder in die Schenke gingen, richtete ich meine Aufmerksamkeit gleich von Anfang an auf diesen unheimlichen Begleiter der kleinen Tänzerin. Unheimlich hatte ihn mein Reisegefährte genannt. Ich fand ihn auch aus den anderen gleich heraus. Es war ein schwarzhaariger, nicht allzu großer, aber stämmiger Burche, dem ein Raubtiergebiß und eine haarstarr gezogene Augenbrauenlinie vorzüglich zu Gesicht standen. Er saß auf einer Bank, abgesondert von den übrigen, starrte dumpf vor sich hin und warf uns nie und da einen Blick zu: dann leuchtete das Weiß seiner Augen stehend grell, seine Lippen verzerrten sich zu einem Lachen, das mir gar nicht so unheimlich erschien wie meinem Gefährten. War nicht in diesem Lachen

daselbe Leiden, wie es um die feingeschnittenen Lippen Mariettas zuckte? Schon wollte ich aufstehen und den Spanier zu einem Glase Wein einladen — da trat Marietta in die Gaststube.

Das bislang leise geführte Gespräch der zechenden Matrosen brach ab: aller Blicke hingen an dem verträumten Madonnen-gesicht des Kindes.

Wir fühlten gleich von Anfang an: Marietta tanzte nur für uns! Uns war das angenehm und peinlich zugleich — wir rückten dichter zusammen, als müßten wir eine Mauer bilden, gegen irgend etwas, das aus der Naivität der Spanierin drohend auf uns zusprang. Aber blickten wir ihr ins Gesicht, dann ging die Gläubigkeit dieser milden Züge auf uns über, und wir lächelten, als hätten wir verlorenes Kinderglück wiedergefunden.

Nach dem Tanz warfen wir ihr wieder Geld zu — da kam sie an unseren Tisch, setzte sich mit rührender Hilflosigkeit und doch wieder vertrauensvoller Selbstverständlichkeit zu uns, und bettelte mit ihren wunderbaren Augen um ein Glas Wein, indem sie mit ihren zielreichen Fingern auf den Weinkrug wies.

Wir schoben ihr ein Glas hin, sahen zu, wie sie kaum daran nippte, und saßen schweigend, nur sie und jede ihrer gleichsam schwebenden Bewegungen beachtend.

Die anderen Schenken Gäste rückten drohend zu einem Haufen zusammen, an dessen Spitze er saß, der seltsame Matrose mit den eigen glühenden Augen. Und jetzt stand er auf und ging geduckt, sprungbereit auf uns zu. Hinter ihm erhob sich drohendes Gemurmel.

Ich war aufgesprungen von meinem Schemel, den rechten Arm zur Abwehr erhoben. Denn nun fing auch ich an, den Menschen unheimlich zu finden, wie er langsam, gefahrverheißend auf uns zutram.

Wie er wortlos einen Schritt vor mir stand, lief ein qualvolles Zucken über sein Gesicht, seine Gestalt straffte sich — ein Messer blitzte. Ein tierisch-wilder Aufschrei — dann war er hinaus aus dem Raum. Am Boden aber wälzte sich Marietta, mit durchstochener Schlagader.

Wir standen starr, die Matrosen saßen geduckt auf ihren Schemeln. Es war wie ein Reitschuh geblieben, dieses gequält viehische Aufsprüngen des Mörders, ein Hieb, der uns allen Striemen in die Haut fraß. Und nun das da: Dieses junge Geschöpf, dessen Körper noch in letzten Zuckungen lag, verblutend, diese Kindlichkeit, für immer gebrochen.

Als ich als erster hinzusprang und mich über sie beugte, waren ihre Augen schon glatt zur Decke gerichtet. Es war grauenhaft, diese Augen zu sehen, die noch vor fünf Minuten kindlich rührend gebettelt hatten.

Wie lange wir alle um die Leiche gestanden, ich weiß es nicht. — Nur das weiß ich noch, daß, als wir drei schleppenden Schrittes davonstiegen, die Matrosen noch immer regungslos, atemlos verharrten — und keiner wagte, den Körper des Kindes anzurühren, der auf der schmutzigen Diele lag, auf der ein dunkelroter Streifen klebrig verfierte.

Wir verließen noch in derselben Nacht das Dorf, auf einem in der Eile requirierten Wägelchen. Uns war unheimlich zumute. Jrgend etwas saß uns im Nacken und krallte sich da eisern fest, so daß wir ganz das Grübeln über das Geschehene vergaßen. —

Am anderen Morgen standen wir vor dem Präfecten von San Sebastiano und berichteten den Vorfalle.

Da verzog sich das Gesicht des Präfecten zu einem halb boshafte, halb mitleidigen Lächeln. „Sie können von Glück sagen, meine Herren,“ sagte er, „daß Sie so davongekommen sind. Diesem Mädchen sind wir schon lange auf der Spur. Es tauchte einmal hier, einmal dort auf, meist in entlegenen Dörfern, in denen gerade ein paar vereinzelte Fremde Station machten. Und wo es auch mit seinem Begleiter gewesen ist, immer ist irgendwer ausgeplündert, ausgeraubt, bisweilen auch irgendwer getötet worden. Bestimmtes war beiden nie nachzuweisen, aber unser Verdacht lag in ganzer Schwere auf ihnen. Was unsere Nachforschungen jedoch in kaum glaubhafter Weise erschwerte, war die Beliebtheit, deren sich die beiden bei der Bevölkerung erfreuten. Oder besser, der unbegreifliche Einfluß, den das Mädchen auf fast alle Menschen auszuüben schien.“

„Ja, aber . . .“ mein fassungsloses Staunen ließ mich kaum zu Worte kommen, „aber wie erklärt es sich denn, daß er das Mädchen erstochen hat, statt uns . . .?“

„Nun, das ist nicht schwer zu erraten. Es sind viele Fälle bekannt, daß Verbrecher, die sich irgendeines weiblichen Wesens zum Sumpfang bedienen, eines Tages, von der ständig schwellenden Eifersucht von Sinnen gebracht, die Waffe statt gegen ihr Opfer, gegen ihre Genossin gefehrt haben.“

Als wir den Präfecten verließen, irrten unsere Blicke unsicher von einem zum anderen: Wir hatten das Vertrauen zur Welt verloren. Wir reisten noch am selben Tage ab.

Nebrauer Anzeiger

Stand der öffentlichen Verschuldung.

Gesamtsumme rund 24,1 Milliarden Mark.

Berlin, 15. November.

Wie aus einer Uebersicht des Statistischen Reichsamts hervorgeht, ergibt sich für Reich, Länder, Gemeinden und Gemeindefürsorgeämter am 31. März 1931 eine Verschuldung von rd. 24,1 Milliarden RM, unter Ausschluß der gegenseitigen Schuldbeziehungen zwischen den Körperschaften, die sich auf etwa 1,4 Milliarden RM belaufen.

Die Summe der auf den Kreditmärkten aufgenommenen Schulden hat sich seit der erstmaligen Erfassung im Jahre 1928 um rd. 9 1/2 Milliarden RM erhöht, bleibt jedoch auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß außer den Gebietskörperschaften die rechtlich selbständigen öffentlichen Betriebe erhebliche Schulden aufweisen, immer noch hinter dem Betrag von rd. 32 Milliarden RM im letzten Vorjahresjahr zurück. Dagegen hat die Zinsbelastung aus den Schulden die Vorkriegeshöhe längst überschritten. Wenn man mit einer Durchschnittszinsverzinsung von nur 7 Prozent rechnet, ergibt sich gegenwärtig eine Zinslast (ohne Tilgungsquoten) von rd. 1,7 Milliarden RM gegenüber rd. 1,3 Milliarden RM im Jahre 1914 (Durchschnittszins etwa 4 Prozent). Die jährliche Zinslast ist also trotz niedrigerer Verschuldung um rd. 400 Millionen RM gewachsen.

Im Gesamtabwärtigen der Verschuldung der deutschen Wirtschaft, die auf etwa 90 Milliarden RM zu veranschlagen ist, nimmt die Verschuldung der Gebietskörperschaften mit rd. 27 v. H. eine bedeutende Stellung ein.

Das Anwachsen der öffentlichen Schulden hat sich seit 1928 von Jahr zu Jahr verringert. Reinkünfte in den drei Jahren 3,6, 3,2 und 2,8 Milliarden RM. Der nach der Währungsstabilisierung angefallene Kreditbedarf wurde allmählich befriedigt, und es sind einzelne öffentliche Aufgaben mit hohen Kapitalerfordernissen (z. B. Wohnungsbau) bis zu einem gewissen Grade gelöst worden. Von der Gesamtzunahme der Jahre 1928 bis 1931

in Höhe von 9,48 Milliarden RM entfallen nicht weniger als 2,14 Milliarden RM auf die Kriegs- (Kriegs-)Schuldenrückforderungen und die Reparationsanleihe des Reiches (Young-Anleihe zu zwei Dritteln), die zwar eine Zins- und Tilgungslast, aber keinen verwendbaren Kapitalzufluß brachten.

Die gesamte Kreditmarktverschuldung

(24,1 Milliarden RM) verteilt sich am 31. März 1931 mit 11,34 Milliarden RM oder 47,1 v. H. auf das Reich, mit 9,93 Milliarden RM oder 41,3 v. H. auf die Gemeinden (Gemeindefürsorgeämter), mit 2,17 Milliarden RM oder 9 v. H. auf die Länder (ohne die Sanitätsämter) und mit dem geringen Rest von 0,64 Milliarden RM oder 2,6 v. H. auf die Sparkasse.

Das gegenwärtig beinahe die Hälfte aller öffentlichen Schulden auf das Reich entfällt, ist immer noch eine Auswirkung des Krieges und der Kriegesfolgen, während die hohe Quote der Gemeinden maßgeblich durch den echten Investitionsbedarf der letzten Jahre bedingt ist.

Dem absoluten Betrag nach ist das Reich am höchsten verschuldet.

Seine gesamten Verpflichtungen überlegen die Kommunalverschuldung noch um etwa 100 Millionen RM, während sie in den vergangenen Jahren meist hinter ihr zurückblieben. Der Kapitalbedarf der Verschuldung ist mit 406 RM am höchsten bei den Hansestädten. Er liegt noch um etwa 100 RM über dem Betrag für die zum Vergleich am besten geeig-

neten Großstädte (303 RM), jedoch hat sich hier seit 1928, wo die Zahlen relativ noch weiter auseinander lagen (200 RM für Hansestädte, 168 RM für Großstädte), eine gewisse Annäherung ergeben.

Die Schulden der Großstädte zeigen die stärkste Steigerung seit 1928 (rd. 97 v. H.). Sie gehen innerhalb der Gemeinden so sehr den Ausschlag, daß sich für die Kommunalverschuldung überhaupt die höchste Steigerungszahl errechnet (72 v. H. des Standes von 1928 gegenüber 59 v. H. beim Reich und 48 v. H. bei den Ländern).

Forderungen des Großhandels.

Für internationale Stabilität der Währung.

Präsidentium und Vorstand des Reichserblandes des Deutschen Groß- und Uebersee-Handels hielten dieser Tage in Berlin eine Tagung ab. Zunächst wurden die Fragen der Devisenemittierung besprochen. Es wurde die Notwendigkeit betont, alle Kräfte für die Wiederherstellung der internationalen Stabilität der Währungen wenigstens der wichtigsten Länder und für die Befestigung der vorhandenen Weltförderungen einzusetzen. Die Rückkehr zu den primitivsten Formen des Tauschverkehrs sei sonst unvermeidlich.

Gleiche Sicherheit für alle!

Erklärungen des Reichswehrministers.

Berlin, 14. November.

In einer Unterredung mit dem Berliner Vertreter der „Chicago Tribune“ erklärte Reichswehrminister Groener unter anderem:

Sie fragen mich, ob Deutschland beabsichtige, seine nationale Sicherheit dadurch wiederherzustellen, daß die gleichen Abrüstungsmethoden, die 1919 auf die besiegten Länder angewandt wurden, jetzt für alle Staaten in Geltung gesetzt werden.

Diese Frage trifft das Kernproblem der Abrüstung, so wie es sich von Deutschland aus darstellt.

Deutschland hat das Recht auf gleiche Behandlung wie alle anderen Staaten. Es hat das Recht auf die gleiche Sicherheit und auf die gleichen Methoden der Abrüstung. 1919 ist ihm ausdrücklich zugesichert worden, daß die anderen Staaten auf dem Wege dahin würden, auf dem Deutschland durch seine ständige Abrüstung voranging. Deutschland gehört dem Völkerbund an. Der Artikel 8 des Völkerbundespakts sichert allen Mitgliedern die nationale Sicherheit zu. Deutschlands Ziel auf der Abrüstungskonferenz muß es deshalb sein, seine nationale Sicherheit dadurch wiederherzustellen, daß die anderen Staaten nach denselben Methoden abrüsten, die sie seinerzeit Deutschland auferlegt hatten, d. h. es darf den anderen Staaten nichts erlaubt sein, was Deutschland verboten ist und umgekehrt.

Würde es nicht aller Kraft ins Gesicht schlagen und würde es nicht einen Bruch der feierlichen Verpflichtung zur Abrüstung, die alle anderen Staaten eingegangen sind, darstellen, wenn jetzt die Abrüstungskonferenz auf jene Staaten andere Methoden anwenden wollte, als auf Deutschland?

Der Konventionentwurf erlaubt weder die Refernen an Menschen noch an Material, in denen die eigentliche Stärke der gewaltigen Heere der Welt liegt. Französische Staatsmänner haben Worte ausgesprochen wie jene: „Ein

entwaffnetes Land ist eine Verletzung für seine Nachbarn“ oder „Die Unsicherheit für einen Staat bedeutet die Unsicherheit für alle übrigen.“ Wir können diese Worte nur unterstreichen, denn sie geben den Zustand wieder, in dem Deutschland sich befindet.

Die Sicherheit Deutschlands und die Sicherheit der Welt wird erst dann wieder hergestellt sein, wenn alle Staaten nach den gleichen Methoden abgerüstet worden sind.

Sie fragen mich besonders nach meiner Meinung in der See-Abrüstung.

Dieses Problem, die ich eben ausgeführt habe, gelten natürlich auch für diese.

Deutschland hat gerade hier besonders augenfällig den Beweis geliefert, daß es nur von dem guten Willen der anderen Staaten abhängt, Deutschland auf dem Wege der Abrüstung zu folgen.

Es hat durch die Konstruktion seiner 6000-Tonnen-Kreuzer und neuerdings durch den Bau des ersten Panzerschiffes (capital ship) von 10 000 Tonnen den Beweis geführt, daß man durchaus leistungsfähige Kriegsschiffe auch in den ihm vorgeschriebenen Grenzen bauen kann.

Sie fragen mich schließlich nach der Bedeutung der sogenannten „Besorgensaktionen“ wie des Reichsbanners, des Stahlbundes oder der SA.

Militärisch sind diese Verbände ohne jeden Wert. Auch wenn sie sich polizeiliche Befugnisse anmaßen wollten, so müßte ich dies aufs schärfste ablehnen; denn es ist allein Sache der staatlichen Nachmittell, also der Polizei und der Reichswehr, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

Die Verbände können aber darin Gutes leisten, daß sie die Jugend sportlich erziehen und in ihnen die nationalen und staatsbürgerlichen Ideale pflegen, die allein zu einer Geltendmachung der deutschen politischen Verhältnisse führen können.

Nun zu Ihrer letzten Frage, ob Deutschland eine größere Armee fordern würde, wenn sich die schwergewichtigen Länder weigern sollten, die Stärke ihrer Armeen erheblich heruntorzuziehen.

Diese Frage würde voraussetzen, daß die Abrüstungskonferenz scheitert. Was Deutschland in einem solchen Falle tun würde, kann ich nicht sagen. Meine Meinung ist es, daß alle Völker der Welt die größten Anstrengungen machen sollten, daß die Abrüstungskonferenz nicht scheitert, sondern daß sie zu einem positiven Erfolg führt, der die Welt von der Last der Rüstungen und von der ewigen Kriegsgefahr wirklich befreit. Ein solches Ergebnis kann erreicht werden, wenn die Staatsmänner aller Nationen gewillt sind, ihre Abrüstungsverpflichtung ernst zu nehmen und den großen Grundgedanken der Gleichberechtigung aller Staaten vernünftigen.

Ost-Schlesien-Terror bestätigt.

Von Korjanty im Drest-Litovsk-Prozess. — Dramatische Szenen bei der Vernehmung.

Warschau, 16. November.

In dem großen politischen Prozeß gegen die Gefangenen von Drest-Litovsk begann die Vernehmung der Entlassungen. Dabei gefallenen sich die Aussagen der führenden Führer der polnischen Rechten Trompszynski, des ehemaligen Senats- und Schmarzschalls, und Korjanty, des Wladimir-Piludwits in Ostoberschlesien, überaus sensationell.

Und nun wanderten sie beide durch das hübsche, zu ebener Erde stehende Gefängnis, gingen in leere Kassen und unter die Tischplatte, hoben Kisten auf, riefen den Diwan vor — vergeblich.

„Sehr merkwürdig, wirklich sehr merkwürdig.“ Professor Hardt schüttelte Stirn und Kopf. „Heute früh hab' ich sie doch noch gebraucht.“

Da hob sein Sohn den Zeigefinger. „Sagt. Wie macht's Wutigen, wenn ihr Gatte Kleingeldstelen verlegt? Vereint mit deine Taschen aus, after Herr.“

Der machte eine entsetzte Miene.

„Du wirst doch nicht etwa denken, daß ich die Zahnbürste — fällt mir ja gar nicht ein — so was Dummes von mir zu verlangen — und überhaupt —“

Brummt hat er wie geheißen. Stochte, als er in die linke Brusttasche fahete, und räusperte sich.

„Aha, nur heraus damit!“ Selmut ergriff des Vaters Hand und zog sie samt der gefuchsten Zahnbürste aus Tageslicht. „Die hätten wir nun glücklich. Aber ja mal! Wo bist denn deine Fahrkarte? Ich habe dir gern abgeben aber doch selbst besorgt und dich angefleht, sie gut aufzubewahren.“

Der Professor wies seines Sprößlings strengefragende Augen und trugte sich verlegen hinterm Ohr.

„Die Fahrkarte — Donnerwetter, ja — die Fahrkarte. Aufbeobacht hab' ich sie sofort, das weiß ich. Aber wo —“

Sie öffnete mit Ziehen und Zeren die Reisetasche zum fünften Male, fahete, schüttelte alles auseinander, bis es einen wilden Haufen auf dem Diwan bildete. Die Karte war verschwunden. Diesmal fragte sich Selmut hinterm Ohr.

„Ja, nun wüßte ich tatsächlich nicht, wo wir noch suchen könnten. Das ist der Fluch der Gelehrsamkeit, after Herr, die —“

Ein lebhafter Auszug des Professors unterbrach ihn. Der wühlte unter den Sachen einen dreieckigen, beschlossenen Beberahmen hervor, öffnete ihn und deutete triumphierend auf die grünliche Eisenbahnfahrkarte, die unten am mittleren Bilde eingeklemmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Aber die Liebe ist die größte unter ihnen ...

Roman von Helma von Hellermann

Copyright by Maria Feuchtwanger, Halle 1931

Ein Wechsel über eine hohe Summe. Vater erkannte die Unterschrift als die seine an — fürdte an seinen Bruder. Dantel Ferdinand kam. Er rettete die Ehre der Fällschrin um des Namens willen, den sie noch trug. Vater aber ging daran zugrunde. Bald, nachdem er mich zuvor auf die Hofburg zu Besuch geschickt hatte, erlag er einem Herzschlag. Ich hab ihn nicht wieder.“

Das Mädchen sah harz vor sich hin — einen wehen, harten Ausdruck um den Mund. „Jemandem auf der Welt lebt eine Frau, die ich „Mama“ nannte, deren Kind ich bin — und die mir doch fremder ist als der Fremde auf der Straße. Mein Mut, mein Herz weiß nichts von ihr, ich fühle mich ganz eine Robbin. Dantel Ferdinand seinem Bruder auch mehr des Familiennamens wegen als aus Liebe — die er wohl für keinen Menschen außer sich empfindet —, so half er doch in schwerster Zeit. Das vergesse ich nie, das“ — ihre Stimme wurde leiser —, „d a r f ich nie vergessen. Und will ihnen dienen, solange sie meine bedürfen.“

„Wie Sie einem Manne als Gettin ins eigene Heim folgen“, schloß Hardy ruhig und erprob sich, da Hofmarie nach einem zufälligen Blick auf ihre Armbanduhr aufgesprungen war. „Ihre Herzensteinanleihe hat vielleicht den tiefen Sinn, daß Sie Ihre Liebe ganz und ungeteilt der Mutter zuwenden, deren Sohn das Glück zuteil wird, Sie sein eigen zu nennen.“

Ertrönd wandte das Mädchen den Blick zur Seite — spielte den lässigen, flatternden Schlag ihres Herzens in fest-samer Vollkommenheit, die dennoch seine Angst barg. „Ach, ich — werde nie heiraten“, entgegnete sie ein wenig atemlos, „mein Weg ist mir ja so klar vorgezeichnet.“

Da lächelte der Mann bedeutungsvoll. „Das finde ich

nach, Baronesse, aber in anderem Sinne, als Sie wähen! Doch darüber wollen wir mit Ihrer Erlaubnis das nächste Mal ausführlicher sprechen.“

Sie waren an den Ausgang des Waldes gelangt. Er blickte sich, streifte den Hund, der mit klugen Augen von ihm zur Herrin sah, als spüre er etwas von den unsichtbaren Seelenströmen, die von einem zum andern flossen. Hielt dann Hofmaries Hand in der seinen: „Sie haben mir heute etwas Wunderbares geschickt, Baronesse — Ihr Vertrauen. Meine Antwort darauf sollen Sie bald erfahren. Für heute nur: Dank für die schöne Stunde und

über sie — warme rden — ein feuch- noch verschwiege ... cht, daß ihre Flügel käluteten Worten:

„Für mich? Ich etwas mit dir be-

en einer auf dem Reisetasche zerte,

— und wieder zu-vergessen. Schrecke- Zahnbürste ist.“

den Rippen, ritt- sprang mit einem dort, wo sie hinter schüttelnd.

„entgegnete sein bis unten durch-

Sohn, die voll- unter, daß du sie too mag nur —“

